

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 40

Artikel: Die grosse Hemmung [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

2. Oktober

Geständnis an die Nacht.

Don Rudolf Trabold.

Im Sternendunkel wand're ich einsam;
Still ist das Tal und die Berge schlafen.
Von fernher, leise, leise rauschet
Der nimmerruhende Bergbach im Wald.
Meine gütige Freundin, die Nacht,
Oeffnet ihre großen Augen, schauet mich an.
Ja, du bist mein Weggenosse, du
schweigende Frau im dunkeln Mantel.
Scheu floh der lachende Tag vor dir;
Er kennet dich nicht, Traute, wie ich.
Trostvolle, dir will ich gestehen,
Dir vertrauen mein Leid:
Einsam, einsam fühle ich mich —.
Gütige, eine Heimat habe ich,
Du kennest sie wohl.
Friedsame, all mein Denken gab ich der Heimat,
All meine Freuden suche ich dort —
Ach — fern bin ich ihr.

Traumvolle, warum zittern meine Lippen:
Heimat, ich liebe dich!

Hier wie dort sind die Lande schön;
Hier wie dort bliebest du treu deinem Freunde,
Hebest deine Schleier, weistest die Sterne mir
Und ihre Bilder wandeln sich nicht.

Ewige du, Träume bringst mir dein Schlaf,
Und in den Träumen flüßt're ich sehnsuchtsvoll:
Heimat, ich liebe dich — —.

Ernste, du lächelst nie,
Darum vertraue ich dir:
Wie ein Verliebter suche ich Buchen aus
Und in die junge Rinde schneide ich ein:
Heimat, ich liebe dich.

Wenn die Stühhäfte sausen, habe ich nimmer Ruh,
Bald flüsternd, bald laut ruf ich dem Söhnwind zu:
Heimat! Ich liebe dich! —

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold.

9

Aber mitten aus diesen grauen, düstern Gedanken wuchsen die Schwarzwaldtannen empor. Sie sah wie durch einen Schleier von Tränen die Berge der Heimat. Diese vermochte sie eben doch nicht aus dem Herzen zu reißen. Was konnten die lieben grünen Berge dafür, daß der Kaiser, an den sie so felsenfest geglaubt hatte, den Frieden gebrochen? Nichts, nein nichts. Und die Nachbarn im Städtchen am Hohen-Landensfels? Sie alle waren doch so friedliche Bürger gewesen. Ach, wie hatten die Mädchen und Frauen die blonde Hilde vom Lehrer Scheidele beneidet, weil sie einen so vornehmen Mann bekommen, der sogar ein Franzos war. Ja wahrhaftig, sie sagten „sogar ein Franzos“, denn die Franzosen waren alle reich in ihren Augen, und bei René traf es zu, daß er aus einer Familie stammte, die wohl reicher war als der Sägemüller am Stadtbach unten. Sie

alle mochten die Franzosen immer wohl leiden, sie wenigstens hatte nichts anderes gewußt und ihre Großtante in Baden-Baden, hatte die nicht auch einen Pariser als Mann gehabt, dem es in Baden so gefiel, daß er dort sterben wollte? Ja, so war es. Und hatte René nicht selbst hundertmal gesagt: Deine Schwarzwälder sind doch liebe Menschen! Doch, das sagte er, so oft sie es nur hören wollte. Als sie vor drei Jahren vierzehn Tage in Baden-Baden verbrachten, da wußte René nicht genug zu loben, wie tüchtige Leute doch die Badener seien. Und über das Fabrikwesen in Deutschland wußte er überhaupt nur ein Rühmen. Nun sollte das alles verweht und begraben sein und nur der Haß durfte noch Raum finden im Herzen dieses geliebten Mannes! Jesus, Jesus! Was hatte der Krieg in den Seelen für Verheerungen angestiftet! Nun hatten natürlich

auch die Deutschen alles, was französisch war, das konnte sie sich vorstellen. Keiner wollte vom andern mehr etwas gelten lassen. Das war entsetzlich und schien ihr ärger als



Skizze aus dem aktiven Dienst 1915.
Von Sanitätsfeldat E. Benzirof.

alle Verwüstungen in Frankreich und Belgien. Aber ihre Gedanken flüchteten immer wieder zu René. Konnte der Krieg diesen herrlichen Menschen denn wirklich zu einem solchen Haffer verwandeln, der am Ende auch sie, die an allem so unschuldig war, verabscheuen mußte, weil sie eine Schwarzwälderin und nicht eine Lothringerin oder eine Savonardin war? Und doch, es konnte nicht denkbar sein, nein, es mußte noch alles wieder gut werden. Herr Lamien und seine Frau waren doch wirklich gute Franzosen, die nicht einmal ein Wort deutsch verstanden und dennoch bewiesen sie ihr solche Aufmerksamkeit, zeigten so viel Takt, daß sie in ihrer Gegenwart nicht einmal ein schlechtes Wort sagten über die Deutschen. Colette bemitleidete alle, ob Freund oder Feind, die unschuldig unter diesem entsetzlichen Kriege litten; so mußte doch jeder fühlende Mensch denken.

Aber das waren ja eben die Sentimentalitäten, die René verurteilte, die durfte sie nie und nimmer in ihr aufkommen lassen. Es war ihr, sie sehe ihren Mann vor sich und er spreche zu ihr: Und du willst eine Französin sein? Sind nicht alle deine Gedanken bei unsern Feinden? Habe ich nicht recht, wenn ich sagte, ich müsse es bedauern, daß in deinen Adern deutsches Blut fließt? Soll ich vielleicht auch wie ein tränenreiches Weibsbild zu klagen beginnen, meine

Stammesgenossen vergessen und an deinen Schwarzwald träumen? Ha, ha! Was kümmert es mich und alle unsere Soldaten, die ihr Vaterland verteidigen, wer von euch den Krieg gewollt? Die wahren Schuldigen, sie mögen stehen wo sie wollen, sie kümmern mich nicht, mein Feind ist die Armee der Deutschen, und die vernichten zu helfen, das soll meine heiligste Aufgabe sein. Wenn du mich nicht verstehst, dann bist du eben nicht mehr mein Weib. Ich trage meine eigene Haut vor die Feinde, wenn eine Kugel mich trifft, dann ist es eine deutsche; Hilda, bedenke das wohl. Und überdies, wer hat die acht blühenden Provinzen, darunter meine engere Heimat verwüstet, wie es nur Barbaren tun können? Sind es nicht deine Schwarzwälder so gut wie die Preußen? Bist du denn nur ein Klageweib oder hast du wirklich ein Herz für mich, der ich ein Franzose bin und dessen Name du nun trägst? Ist mein Haß nicht so gut menschlich wie deine Liebe? Kennst du mich denn so schlecht, bin ich aus Fleisch und Blut oder von Mehlteig, der sich auffressen läßt? O, es wäre eine Schande, wenn ich anders fühlen sollte. Ich brauche nur an die Verwüstungen zu denken in dem Orte, wo meines Vaters Haus steht, und dann könnte ich kalt wie ein Henker die Verbrecher niederschließen, die zu der Armee gehören, die unter der deutschen Fahne marschieren. Nein, ich bin noch der Alte, aber doch ein Neuer; man hat mich aus dem Frieden aufgerüttelt und nun schlafe ich nicht mehr ein. Für Frankreich, mein Vaterland, Gut und Blut! Alles was ich liebe, ist in diesem Lande. Beweise es mir, daß du ganz zu uns, zu mir gehörst, denn du bist mein Weib. Für dich, wie für die Scholle, auf der unser kleines Haus steht, für das kämpfe ich, wenn du mich so besser verstehst. — — —

So hörte sie ihn sprechen und sah ihn vor ihren Augen, aber er war immer noch ihr René von ehemals. Sein Auge war hell und feurig, aber nicht haßerfüllt. Sie verstand ihn so gut, wie nur ein Weib den geliebten Mann verstehen konnte, aber das Grauen vor den Verwüstungen, die der Krieg in den Seelen der Menschen angerichtet, es war mächtiger als alles andere. Und sie schrieb an ihn:

Mein innigstgeliebter René!

Ich weiß es wohl, was Dein Herz so verwüstet hat. Ich trage daran wie ein unschuldiger Sträfling an seiner Kette. Ich brauche meine Unschuld nicht zu beteuern, denn das wäre nichts anderes als Sentimentalität, von Dir jetzt so sehr verachtet.

Ich verfluche den Krieg und damit die, die an den Greueln die Schuld tragen. Du sagst, ich solle an die denken, denen mehr Leid geschehen als mir. Ich bin so weit gekommen, daß ich ausrufe: Mir kann nur noch ein Leid geschehen, dein Tod! Was nützte mir denn noch das Leben, das verlassene Haus, dort, wo ich mit dir ein reines Glück genossen? Was nützten mir alle Siege der Welt ohne Dich, denn die Freuden dieser Welt sind mir alle bedeutungslos ohne Dich. —

Von meinem Leben hier schreibe ich Dir nichts, denn es ist überhaupt kein Leben mehr, das ich führe. Ich muß oft meine ganze Kraft zusammennehmen, um mich wieder entschließen zu können, die Verwundeten in den Spitalern zu besuchen. Ich habe eine ganze Anzahl gesprochen, die unter dem moralischen Druck leiden, wie Herr Lamien,

und ich glaube es sind nicht die schlechtesten, sie empfinden einen unüberwindlichen Ekel, noch einmal das Gemetzel mitzumachen. Ich habe ihnen Mut zugesprochen, aber einer antwortete sogleich: Madame, wenn Sie das gesehen und gelitten was wir, dann würden Sie anders reden. — Ich fühlte mein Herz wie zusammengeschnürt und konnte nichts antworten. Ich habe immer noch den gleichen Wunsch, ich möchte an Deiner Seite sein, dort hätte ich vielleicht den Mut zu allem, zu dem Du mir zusprechen würdest. Ja, ich möchte einer Deiner Soldaten sein, ich hätte keine Angst vor den Gefahren in Deiner Nähe. Von hier aus kommt mir all das Morden, Brennen, Plündern, Verheeren abscheulich vor; ob es die Deutschen, Russen, Türken, die Franzosen tun, ist mir ganz gleichgültig geworden, ich weiß nur eines, dadurch wird uns allen das Liebste, das Teuerste geraubt. Das unsägliche Elend, das dadurch verursacht worden, das kann kein noch so glorreicher Sieg, kein noch so ehrenvoller Friede wieder gutmachen. Es wird nimmer enden, bis alle des Kampfes und der Scheußlichkeiten müde sind — und was bleibt dann noch? —

Ich komme endlich zu dem letzten Schlusse: Wir Menschen sind die verabscheuungswürdigsten Tiere. Dieser Krieg hat in mir und wohl noch in tausend und abertausend andern den Glauben an alles Hohe, Schöne, Ewige, Wahre vernichtet — vernichtet. Ich versuchte mich zu jenem von Dir so verherrlichten Hass aufzuschwingen, aber ich vermochte es nicht, denn mich erfüllt eine so namenlose Traurigkeit über das, was ich verloren und noch verlieren kann, daß mir für den Haß keine Kraft mehr übrig bleibt. Ich klammere mich an die Liebe und bitte zu Gott, er möchte mir den Glauben an sie nicht in diesem Meere des Elends ersticken lassen.

Durch Dich, René, durch Dich, mein Geliebter, habe ich des Lebens höchstes Wunder, die Liebe, in seiner wonnesamen Pracht kennen gelernt, und nun verlangst du von mir, ich solle nur noch dem Hass Raum geben im Herzen? Ich fühle es, daß Du mich zu verachten beginnst, weil ich zu diesem Hass nicht fähig. Es quält und martert mich Tag und Nacht, aber ich kann nicht lügen, kann nicht heucheln; ich empfinde diese Traurigkeit als wäre mein Herz voller zuckender Wunden.

René, es sind heute eben fünf Jahre her, daß Du mir in Paris sagtest, ich müsse Deine Frau werden. Ich konnte es damals gar nicht fassen, daß ich zu einem solchen Glücke auserlesen sein sollte, und Du glaubtest im ersten Augenblicke, ich könne Dich nicht lieben, weil Deine Werbung mir so undenkbar gewesen, denn ich wagte wirklich nicht, meine Augen zu Dir aufzuheben, durfte an ein so großes Glück gar nicht denken, da ich Dein ritterliches Wohlwollen nie als Liebe einzuschätzen wagte. Das deutsche Kindermädchen vermaß sich nie daran zu denken, es werde eines Tages Madame Balandrau werden. Du hast mich aber doch zu Dir emporgehoben und sagtest mir in den vier Jahren, da ich an Deiner Seite lebte, so manches liebe Mal, Silda, du bist mein höchstes Gut. Ungetrübt reichte sich ein Tag an den andern, ich habe nur das süßeste Glück genossen an Deiner Seite; und nun soll ich es fassen können, Dich vom Hass verzehrt zu sehen, dem ich selbst unschuldig

zum Opfer fallen soll? Du pflanztest in meiner Seele voll liebevoller Sorge Blumen und Bäume, wie Du sie in unserm Garten gepflanzt hast. Und diese, Deine Arbeit



Skizze aus dem aktiven Dienst 1915.
Von Sanitätsfeldat E. Henziroß.

hat Früchte gezeitigt, das siehst Du nun, mein lieber Gärtner. Aber Du kannst nicht verlangen, daß Dorn und Nesseln wuchern, wo Du Veilchen, Reseden und Nelken gezogen. Ich habe nichts als ein fühlend Herz, aber auch ein fühlend Herz soll stark sein, und ich bemühe mich es zu stählen, aber ich kann es zu keinem Verrate an sich selbst zwingen. Ich muß mich wie ein Efeu um Dich schlingen, Du meine stolze Eiche.

Ach, was mache ich so törichte Worte, um mich selbst zu betrügen, ich bin an mir selbst irre geworden wie an den Menschen. Ich bin ja so voller Zweifel und will mich dennoch am Strohalm klammern, wenn ich auch an der Möglichkeit zweifle, je wieder glücklich zu werden. Das ist ein so großer Schmerz, den nur die erfassen können, die je von des Lebens tiefquellender Schöne gekostet. Wäre ich nicht viel weniger bemitleidenswert, wenn ich nie meine Heimat verlassen, Dich nie kennen gelernt hätte? Aber das sind wieder einmal sehr müßige Gedanken, deren ich mich schämen sollte, so höre ich Dich schelten — und ich habe Dich früher nie schelten hören. — Doch bedenke, ich bin nur ein Weib, ein Weib, das seinen Gatten liebt, das ihn nicht verlieren möchte und dennoch täglich um ihn zittert. Und sollte es doch geschehen, dann ist das Leben wertlos für mich geworden, so wertlos wie eine abgestorbene Pflanze,

und ich reiße sie aus, sobald die Blätter dürr geworden — sie nützt niemand mehr etwas. Deine Hilda.

Sie faltete den Brief nicht und begann zu fragen, ob sie ihn überhaupt absenden wolle. Sie blieb vor dem Schreiben sitzen und ihre Gedanken wanderten weit ab in das Land ihrer Kindheit. Die Sonnenstrahlen, die sich drüben auf dem falben Laube einer Esche ausbreiteten, sie waren es, die ihre Sinne gefangen nahmen und entführten. Und sie dachte, es gab einmal ein Glück für mich, das nicht in Frankreich war — in der Schwarzwaldheimat habe ich die dreimal wonnenvolle Kinderzeit verlebt. Nein, es gibt nichts Köstlicheres als jene Zeit, die nichts von großen Leiden wußte, der die Allmacht der Liebe so unbekannt wie die Abgründe des Hasses. — Wie friedlich mußte jetzt ihr Städtchen, das so still und altväterisch, dem Abend entgegenträumen. Auf dem Kirchturm glänzte der vergoldete Lindwurm, der als Windfahne diente. Sie stieg die breite Treppe zum Vorplatz des Friedhofs empor, dort, wo sie so gerne gespielt; eine Steinbank, alt und verwittert, stand unter der mächtigen Linde. Man sah von dort über das ganze Städtchen und die Mauertürme hinweg, auf die der Vater so stolz war und von denen er so viele süßhaurige Geschichten zu erzählen wußte, denn das Städtchen hatte seine ruhmreiche Geschichte. Sie hüpfte mit dem Kesese Wenzel durch die Klostersgasse zum Schneider Kornmann, von dem alle behaupteten, daß er der beste Mensch sei, denn er hatte viele Leute vom Ertrinken gerettet, da er ein großartiger Schwimmer gewesen. Den Schneider Kornmann hatte sie nicht vergessen und sie wußte warum, der

konnte nämlich französisch, war in der großen Welt herumgeritten und wußte zu fabulieren wie kein anderer. Er lebte ganz allein und war doch nicht einsam, denn alle Kinder waren bei ihm zu Hause, für die er in seiner Kommode immer gedörrte Zwetschgen, Zuckerkandel oder Schokolade hatte. Und richtig, er besaß eine Musikdose, die sein Stolz war. Diese hatte er von der Wanderschaft mitgebracht, sie war das Geschenk eines Genfers, dem er das Leben gerettet. Was wußte er von dieser herrlichen Stadt Genf nicht alles zu erzählen, die an einem See liege, der fast so groß sei wie das schwäbische Meer oder vielleicht noch größer. Und in diesem See habe er geschwommen und drei Personen aus den Fluten gerettet. Der eine von denen gab ihm die Musikdose, der zweite eine silberne Uhr und der dritte versprach ihm seine Schwester zur Frau, aber das Mädchen konnte er nicht bekommen. Wohl aus Gram darüber hatte der gute Kornmann Genf verlassen und kehrte in die Heimat zurück, wo er das alte Haus der Mutter erbt. Aber er behauptete immer: in keiner Stadt der Welt sei es schöner zu leben als in Genf, selbst in Paris nicht. Aber in die Heimat war er doch zurückgekehrt. Schneider Kornmann hatte auf der Rückreise auch die zerstörte und verwüstete Stadt Straßburg gesehen. Das kam ihr in den Sinn. Die Badener hatten die Stadt belagert — wenn nun die Franzosen auch ihr Städtchen zusammenschießen werden? Wenn, wenn — — — Aber sie durfte an nichts mehr denken und eben wollte sie den Brief zerreißen, als jemand ins Zimmer trat, und als sie sich umdrehte, stand Colette vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Soldatenstuben.

Als der 3. August des vergangenen Jahres die Männer zu den Waffen und unter die Fahnen rief, sagten sie beim Abschied zu ihren Weibern: Am Grenzstein unseres Landes wollen wir stehen und schauen, daß es keinem Fremden einfällt den Fuß auf unsern Boden zu setzen und das Brennen und Töten in unsere Hütten zu tragen. Jetzt schaut ihr derweilen daheim zum Rechten, daß wir in kein verlottertes Heimet treten, wenn wir es wiedersehen sollten. Und das Frauenvolk daheim auf dem Lande preßte die Lippen aufeinander, schob die Ärmel noch weiter zurück und griff zu, daß es eine Art hatte; willig verwerfte es zu seiner Last noch des Mannes Arbeit. Diese Tat in ernsten Tagen wird ihm die Geschichte nicht vergessen.

Auch die Städterinnen ergriff die große Gemeinsamkeit: die Liebe zur Heimat und zu ihrem Volke. Dabei wuchs viel edle Gesinnung und guter Wille empor, der im Helfenwollen strahlende Blüten trug. Tausende warfen die besseren alltäglichen Gewohnungen, das oberflächliche Lebensgenießen hinter sich, suchten die Armen auf und halfen hier und dort um die Ecke, wenn Not und Elend einkehren wollten. Andere dachten weiter: an die, die die Grenzen schützten, die dafür sorgten, daß man zu Hause ohne Bangen leben durfte. Sie strickten ihnen Strümpfe und warme Socken, wuschen und flickten ihnen die Wäsche. Und im Suchen nach immer neuen Frauenaufgaben entdeckte die schweizerische Schriftstellerin Elise Spiller in Kilchberg das Ersetzen der mangelnden Häuslichkeit an den

Grenzen. Sie gründete mit Gleichgesinnten die Soldatenstuben, von denen hier die Rede sein soll. Dabei können wir hören, was die Mutter des Gedankens selber über ihr großes Kind zu berichten weiß:

„Als im November letzten Jahres einige Damen des Verbandes Soldatenwohl damit begannen, im Zura für die Truppen Soldatenstuben einzurichten, da hat keine von



Soldatenstube Nr. 54 im Cessin.